

Originalien

Skelette im Keller und Schätze auf dem Dachboden

Familientherapiegeschichte(n)

Rosmarie Welter-Enderlin

Zusammenfassung. Entlang eines Überblicks über die Geschichte der Familientherapie wird eine Position entwickelt, derzufolge das Erkennen aktueller Familienstrukturen und die Rekonstruktion von Familiengeschichten nicht in einem Gegensatz gesehen werden, sondern als mögliche Perspektiven, die zusammen genommen die Grundlage bilden für das kreative Entwickeln neuer Familiengeschichten.

Skeletons in the cellar and treasures in the attic . . Family therapy histories

Summary. Based on an overview of the history of family therapy, a critical position is developed according to which the recognition of current family structures and the reconstruction of family histories are seen not as opposites but as possible perspectives which, taken together, form the basis for the creative development of new family histories.

Im Haus meiner Kindheit gab es einen dunklen Keller und zwei Dachböden. Im Keller wurden Äpfel, Kartoffeln sowie der saure und der süße Most und das Eingemachte gelagert. Mäuse wohnten dort, es roch modrig nach Vergangenheit, und wenn ich hinuntersteigen mußte, sang ich laut vor Angst. Manchmal zersprangen in einer Ecke Flaschen oder Weckgläser im Prozeß der Gärung. Zeichen geheimnisvollen Lebens in der Unterwelt.

Anders auf dem trockenen Dachboden, Ort meiner Entdeckungslust und des Rückzugs zum Lesen: Dort fand sich eine Vielfalt von Kästen und Kisten voller Bücher, Zeitschriften und Fotografien, fast alle aus dem letzten Jahrhundert, richtige Schatztruhen für meine Neugier. Die Klassiker der Aufklärung habe ich dort gelesen, mit vor Anstrengung roten Ohren. Mein Urgroßvater, der Dorfschullehrer, hatte sie seinerzeit der lokalen Gefängnisbibliothek vermacht, von wo sie, vergilbt und ungelesen, drei Generationen später zurückkamen.

Vom obersten, zugigen Boden aus, in dem die Wäsche zum Trocknen aufgehängt wurde, sah man übers Dorf hinaus in die Weite.

Wenn ich an die *Geschichte der Familientherapie* denke, mit der seit 25 Jahren meine eigene Geschichte verknüpft ist, kommt es mir vor, als ob sie sich in einem steten Spannungsfeld zwischen dem Oben und dem Unten entwickelt habe. Einerseits war da die Lust am Überblick durch formelle Konzepte auf hoher Abstraktionsebene, wie sie mir im Dachboden der Aufklärung zuteil wurde, und andererseits gab es immer auch die Faszination am geheimnisvollen Leben und den Gärungsprozessen unten im Keller. Anders gesagt: Das Spannungsfeld zwischen einer objektivierend ahistorischen und einer subjektivierend historischen Perspektive gehörte von Anfang an zur Entwicklung der Familientherapie. Es zeigte sich in der Kluft zwischen zwei theoretischen Schwerpunkten in der Betrachtungsweise menschlicher Probleme: Auf der einen Seite wurden Familien als „Organismen“ gesehen, welche es aus möglichst distanzierter Metaperspektive zu analysieren galt. Interaktionen zwischen den Menschen, welche ein Problem aufrecht zu erhalten schienen, wurden in Mustern beschrieben, klassifiziert und diese als Grundlage für entsprechende Interventionen benützt. Der „Tanz“ der sog. Problemfamilien wurde genau beobachtet, jedoch mit einer „Hier-und-Jetzt-Perspektive,“ welche weder nach dem Woher noch Wohin fragte. In andern Worten: Zu welchen „Melodien“ getanzt wurde und worauf diese hätten verweisen können im biopsychosozialen Kontext bzw. im Kontext der Geschichte von Individuen oder Familien wurde kaum gefragt.

Die andere, die subjektivierend historische Betrachtungsweise, fügte sich nahtlos psychoanalytischen und psychodynamischen Vorstellungen an: In ihr wurden Familien zwar ebenfalls als „Organismen“ gesehen, jedoch als von ihrer Vergangenheit bestimmte, deren problematische Beziehungsmuster man in behindernden Loyalitäten oder Aufträgen – oft unmöglichen Missionen – aus der jeweils einmaligen Geschichte vermutete. Es galt darum, die Leit motive oder die Melodien, zu denen der problematische Tanz getanzt wurde, Schritt um Schritt aufzudecken, zu verändern oder zum Schweigen zu bringen. Die Skelette in den Tiefen des Familienkellers wurden dabei v. a. als Störfaktoren für die Gegenwart gesehen.

Geprägt von einer beruflichen Sozialisation, welche eher der zweiten Betrachtungsweise entsprach: Geschichte(n) von Individuen und Familien, verstanden als Rumpelkammer voll verdrängter, unappetitlicher Dinge, die es ans Licht zu heben galt, erlebte ich die „Hier-und-Jetzt-Orientierung“ der Familientherapie als Befreiung. Der europäischen Geschichte der Nachkriegszeit überdrüssig, welche nur aus Schuld, Scham und Traurigkeit zu bestehen schien, kam ich mir als Studentin der Familientherapie Ende der 60er Jahre in den USA vor wie der eiserne Heinrich am Schluß des Märchens vom Froschkönig: Ständig fielen die einengenden, traditions- und schuldbelasteten Eisenreifen der alten Welt von mir ab. Pragmatismus und Optimismus und der unerschütterliche amerikanische Glaube, daß die Mäuse im Keller durch die Konstruktion einer besseren Mäusefalle für immer überlistet würden, gaben der neuen familientherapeutischen Bewegung phantastische Energien. Es wurden neue, emanzipatorisch und politisch orientierte Entwürfe für das Verständnis und die Heilung von abweichendem Verhalten und von Verrücktheit entwickelt, die mich

faszinierten. Ronald Laing und Thomas Szasz hatten als Vordenker der sozialpsychiatrischen und der antipsychiatrischen Bewegung der späten 60er Jahre maßgeblichen Einfluß auf die Pioniere der Familientherapie. Das sog. „medizinische Modell“ des Menschen als Opfer seiner biologischen und sozialen Geschichte, wie es dem 19. Jh. zugeschrieben wurde, schien für immer überwunden.

In den USA erschien 1967 ein dünnes Buch mit dem Titel „Robots, men and minds“ („Von Robotern, Menschen und menschlichem Geist“) zum organismischen Konzept in Biologie und Psychologie. Geschrieben hatte es ein österreichischer Professor der theoretischen Biologie, der in Kanada lehrte: Ludwig von Bertalanffy. Gregory Batesons „Ökologie des Geistes“ kam 1972 heraus, in welchem er die Überzeugung vertrat, daß die menschliche Existenz und das menschliche Dilemma nur im Kontext von Biologie, Geist und Umwelt verstanden werden könne. Das *Menschenbild* der beiden Autoren stimmte weitgehend überein. Sie sahen den Menschen nicht einfach als passiven Empfänger von internalen und externalen Reizen wie die Behavioristen, und auch nicht als Opfer seines Milieus, wie z. B. Laing et al. (1966), sondern als Schöpfer seines Universums. Mit ihren Entwürfen zu einer universellen Sichtweise mit fließenden anstelle von starren Grenzen zwischen Körper, Geist, Gesellschaft und Kultur knüpften Bateson und von Bertalanffy an einen alten Strang der Geschichte der Philosophie sowie der Medizin und der Literatur an. Ihre Ideen bezeichneten sie bescheiden als Reorientierung und nicht als paradigmatische Wende. Von Bertalanffy z. B. bezog sich explizit sowohl auf die mystische Medizin des Paracelsus als auch auf die Gestaltpsychologie Köhlers und die kognitiven Theorien Jerome Bruners, Jean Piagets und anderer. Erkennen wurde von beiden Autoren als sozialer Akt der Neugier und des Spiels verstanden. „In a very real sense, the organism creates the world around it“ (von Bertalanffy 1967, S. 91): „Im wahrsten Sinne des Wortes erzeugt ein Organismus die Welt um sich herum“. Die Frage, in welcher Weise Menschen ihre Welten wahrnehmen, verbunden mit der Idee, daß jede Sichtweise nur eine Perspektive auf unbekanntes Land sein könne, gefärbt von der Brille menschlicher Kultur und menschlicher Sprache, ist im Menschenbild beider Autoren zentral. Neugier und Kreativität im Erfinden von Möglichkeiten des Denkens und Handelns stehen darin hoch im Kurs. Ihr Menschenbild entspricht der konstruktivistischen Sichtweise der heutigen systemischen Therapieformen.

Seltsam scheint mir im nachhinein, daß diese Ideen in ihrer Übertragung auf die Entwürfe der familientherapeutischen Pioniere fast völlig von der *historischen Perspektive getrennt* wurden. Zwar wurde, zumindest am Anfang, der gesellschaftliche Kontext von menschlichen Problemen klar erkannt und in die Therapie einbezogen, wie es Minuchins und Haleys Arbeit mit Familien in den Slums zeigt. Die Frage aber, wie individuelle, familiale und kollektive Geschichte sich auswirkt auf die Wahrnehmung von Problemen und den Umgang damit, wurde dem Zeitgeist entsprechend als unwichtig abgetan. Natürlich hatte es schon in der Psychologie des 19. Jh. die Spaltung in die behaviorale und in die sinnverstehende, in die ahistorische und die historische Tradition gegeben. Wieso sollte diese Auseinandersetzung der Familientherapie erspart bleiben... Denkbar ist – und aus der Retrospektive verstehbar – daß die dissi-

dente Stellung der Familientherapie, v. a. in ihrer antipsychiatrischen Ausprägung, einen Legitimationsdruck erzeugte, welcher die Machermentalität einiger Pioniere herausforderte. Denkbar auch, daß die in psychiatrischen Einrichtungen tätigen Gründerfiguren mit ihrer charismatischen Ausstrahlung der scharfen Kritik des Establishments durch ihre mit Brillanz präsentierten Ideen und raschen Lösungsmöglichkeiten die Stirn boten, nicht zuletzt indem sie eigentliche Schulen der Familientherapie begründeten.

Zur Bildung von „Schulen“ gehören immer vereinfachte Ideen und ein handliches technisches Repertoire, das sich scheinbar ohne Rücksicht auf den jeweiligen Kontext auf jede Problemsituation übertragen läßt. Kein Wunder, daß in den 70er Jahren v. a. jener Strang systemischer Epistemologie, der aus der Informatik entwickelt wurde und heute als Kybernetik erster Ordnung bezeichnet wird, vorherrschte. Konzepte von Steuerung und Kontrolle sowie die Frage, warum Systeme ihre Ordnung aufrechterhalten und sich nicht ändern, standen im Zentrum. Sluzki (1990) weist z. B. darauf hin, daß der heute weitherum kritisierte Begriff der „Homöostase“ erst in der Familientherapieliteratur der 70er Jahre auftaucht. Der missionarische Eifer und die Geschichts- und Gedächtnislosigkeit, welche mit einigen dieser Schulen verbunden waren, sowie der Fortschrittsglaube, der zu ihnen gehörte, hat allerdings auch einigen interessanten Projekten aus den 70er Jahren eine allzu kurze Lebensdauer beschert, in den USA wie in Europa¹.

Der Bruch vieler Gründerfiguren mit der (amerikanischen Form von) Psychoanalyse und Tiefenpsychologie und ihre radikale Abwendung von Konzepten der Verdrängung, von frühkindlichen Traumata und vom Konzept des Unbewußten als Rumpelkammer spaltete die familientherapeutische Bewegung. Um in der Metapher zu bleiben: Es gab einerseits die *psychodynamische Gruppe*, welche sich weiterhin mit den Skeletten im Keller befaßte und die sog. Mehrgenerationenmodelle der Familientherapie entwarf, und andererseits die Gruppe der *Kommunikationstherapien* (später strukturelle bzw. strategische Therapie genannt) oben im Dachboden des familientherapeutischen Hauses, welche Leben als erlernbar und Probleme grundsätzlich als lösbar betrachteten. Ihre Idee, daß menschliche Probleme durch die Versprachlichung von Ereignissen zu solchen gemacht und deshalb durch Sprache gelöst werden können – „und die Welt hebt an zu singen, triffst du nur das Zauberwort“, wie es im Gedicht von Eichendorff heißt – gefiel mir. Mit der damit gekoppelten Vorstellung von Therapeutinnen und Therapeuten als Verhaltensingenieuren oder als Magiern, welche das Zauberwort aus dem eigenen Hut holen und dem staunenden Publikum präsentieren, hatte ich allerdings damals schon Mühe. Ich werde darauf zurückkommen.

In den *Mehrgenerationenmodellen* der Familientherapie wurde psychoanalytisches und psychodynamisches Gedankengut weiter gepflegt, insbesondere die Idee, daß das „Aufarbeiten“ der Vergangenheit und die Ausbalancierung von

¹ Wenn heute wiederum eine neue Wende, die der „Zweiten Kybernetik“ in der Familientherapie, gepriesen wird, sei zur Auffrischung des Gedächtnisses auf den Anfang dieses Aufsatzes verwiesen: Schon in den 40er Jahren und früher gab es einen Strang systemischen Denkens, der sich auf Menschen und ihren Lebensprozeß, also weder auf „Apparate“ noch auf „Organismen“, bezogen hat

Schuld- und Verdienstkonten der Generationen Voraussetzung zur individuellen Entwicklung und Problemlösung sei. Es war darin eine Grundhaltung zu finden, die ich damals als typisch depressiv-europäisch empfand: Die Faszination durch die Skelette im Keller der individuellen und familiären Geschichte und durch die Begründungen dafür, warum etwas so und nicht anders sein konnte. Auseinandersetzung mit Biographie bedeutete v. a. die Erkenntnis unseres Gefangenseins in Schuld und Zwang. „Die Fliege aus der Flasche befreien“, das wichtigste therapeutische Anliegen in der Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie, erlebte ich bei den Vertretern dieser Richtung oft als freudlose und mühselige Arbeit und v. a. als lange währende Abhängigkeit von interpretierenden und deutenden Experten. Als es schließlich Mode wurde, in gewissen Therapieformen symbolisch die eigenen Eltern totzuschlagen, wandte ich mich energisch von dieser Art Geschichtsverständnis ab.

In den Entwürfen der *verhaltens- und kommunikationsorientierten Modelle* der strategischen und strukturellen Familientherapie mit ihrem Problemlösungsfokus waren Geschichte und das Geschichtenerzählen tabuisiert. „To change, not to understand is the goal of family therapy“ (Zu verändern, nicht zu verstehen ist das Ziel der Familientherapie), haben wohl einige Kolleginnen und Kollegen von ihrer amerikanischen Ausbildung in struktureller Familientherapie her noch im Ohr... Oder auch: „If you hear content, see structure“ (Hörst du Inhalte, versuche Strukturen zu erkennen). Das Erzählen von Geschichten durch die Klienten wurde seltsamerweise in den Kommunikationstherapien oft sogar negativ bewertet und als Ablenkungsmanöver, als die Schweyksche Strategie („Da war doch mal einer...“) bezeichnet. Im „Handbook of Family Therapy“ (1981) erläutert Gurman diese Sichtweise wie folgt:

„Natürlich mag die Erkundung eines Problems in bezug auf dessen Ursache in der Geschichte ein Vehikel zur Selbstöffnung sein, welches die Grundlage von Empathie zwischen Partnern und zwischen Familie und Therapeut sein kann. In solchen Situationen entsteht eine Form von Kooperation, welche manchmal nicht einmal mehr das Aushandeln von Lösungen notwendig macht.“ (Übersetzung durch die Autorin) Die historische Perspektive als Strategie zur Erhöhung der Kooperation – alle Menschen erzählen gerne Geschichten –, sonst aber ohne Bedeutung, scheint hier die Botschaft zu sein. Daß das Erzählen von Geschichten per se Erfahrung so strukturiert, daß daraus neue Perspektiven, neue Handlungsfreiräume entstehen können, ist in dieser Sicht nicht vorgesehen.

Interessant ist, wie im Bemühen um rasche Problemlösungen die kognitive Wende der Psychologie der 50er Jahre, wie sie von George Kelly, Jean Piaget und Jerome Bruner eingeläutet wurde, von der Familientherapie fast gänzlich ignoriert wurde. Technizistische Vorstellungen und ein Bild des Menschen als kontrollier- und instruierbar paßten besser zum Geist der 70er Jahre. Offenbar machte die Idee, daß menschliches Verhalten weniger von genetisch und biographisch bedingten Eigenschaften als von Organisationsmustern im jeweiligen Milieu abhängig sei, blind für die Frage, in welcher Art der menschliche Geist unserer Schwachheit aufhelfen könnte. Oder nochmals bildlich ausgedrückt: der Tanz unserer Klienten wurde zwar nach allen Regeln der Kunst in Sequenzen und Mustern analysiert und als gutgemeinte, aber inadäquate Problemlö-

sungsversuche verstanden. Die Frage aber, nach welcher Melodie getanzt oder nach welchen kognitiven Konstrukten gehandelt wurde, schien irrelevant. Sie konnte erst, wie es im Feld der Familientherapie üblich scheint, auf dem Umweg über die Naturwissenschaften, genau gesagt über die Neurobiologie, wieder ernsthaft gestellt werden. Mitte der 80er Jahre kam von dieser Seite – ich erwähne die Namen Umberto Maturana und Francisco Varela (1987) – das Thema menschlichen Erkennens und menschlicher Geschichte erneut ins Zentrum und wurde nun von Familientherapeutinnen und -therapeuten begierig aufgenommen. Die Prämissen für diese Bereitschaft waren auf familientherapeutischem Boden entstanden: Schon Jahre zuvor hatte die Mailänder Gruppe um Mara Selvini Palazzoli sich intensiv mit den Arbeiten Batesons und der Frage befaßt, in welcher Weise Menschen Sinn erzeugen aus dem, was ihnen zustoßt, und daraus therapeutische Ideen abgeleitet, welche die Selbstorganisation menschlicher Systeme ins Zentrum stellten.

Die Nachteile der ahistorischen Theorien des Erkennens und Handelns hatten einigen von uns zu schaffen gemacht, ganz besonders den humanistisch orientierten Frauen und Männern in der Familientherapie. Wir erfuhren zum Teil am eigenen Leib, in welcher Weise das systemische Modell der Informatik und Kontrolle sich auswirkte auf Arbeit und Therapie. Vorstellungen von „gesunden“ menschlichen Systemen beinhalteten hierarchisch angeordnete Organisationsebenen und entsprechende Arbeits- und Funktionsideen (Miller 1978), wie sie zum überholten Tayloristischen Modell der Arbeitsteilung gehören. Quasi naturbedingte Hierarchievorstellungen verstellten den Blick dafür, in welcher Weise der Zugang zu oder der Ausschluß von Ressourcen „man-made“ und darum verhandelbar ist. Mit der vehementen Ablehnung der Idee der Einsicht in die vielfältigen Ursachen von Problemen, die einem grüblerisch-depressiven Menschenbild zugewiesen wurde, hatten wir das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. „Verhalten ist Verhalten ist Verhalten“, in Anlehnung an Gertrude Steins „a rose is a rose is a rose“, hatte zu einer Haltung des Nichterkennens verführt, welche die Gründer der Familientherapie eigentlich mit dem Systembild des Lebens hatten überwinden wollen. Wir Therapeutinnen und Therapeuten der Machergeneration übernahmen entsetzlich viel Verantwortung für unsere Klienten und schienen immer besser zu wissen als sie, was ihre Ziele und die sogenannten korrekten Lösungen ihrer Probleme sein könnten. Hinter der Einwegscheibe wurden quasi wissenschaftliche Hypothesen über den sonderbaren Tanz und seine mögliche Funktion in den beobachteten Familien aufgestellt und mehr oder weniger elegante „Strategien“ entwickelt, um sie zu Schrittwechseln zu führen oder zu verführen. Zwar machten wir präzise Beobachtungen über die Art ihrer Interaktionen und entwickelten dafür auch differenzierte Beschreibungsmodelle, doch waren sie eingeengt durch unsere Binnenperspektive. Die Vernachlässigung des Aspekts von *historisch erzeugten Machtverhältnissen* zwischen Frauen und Männern z. B., aber auch zwischen Familien und Institutionen, war in vielen Schulen der Familientherapie sozusagen ein Markenzeichen. Die Verführung, Therapie als Anpassungsprozeß an Bestehendes zu betreiben, war damit gegeben. Je weniger wir uns um Familiengeschichte und um biographisch und gesellschaftlich miterzeugte Wirklichkeitskonstruktionen unserer Klienten und unserer Klientinnen kümmerten – also die Frage

stellten, warum ihnen etwas geschah, wie sie es verstanden und warum sie es auf eine gewisse Weise zu bewältigen suchten – desto mehr mußten wir unser eigenes Hirn zerbrechen. Das, was wir Schulmedizin und einzelnen Psychoanalytikern vorgeworfen hatten: daß sie unabhängig vom Kontext der Betroffenen ihr eigenes Verständnis von Gesundheit und Krankheit statt Menschen therapierten, praktizierten wir nun ein Stück weit selber.

Ich weiß nicht, wer zuerst daraufkam, daß durch die Hintertür sich doch wieder das Bild des Menschen als *Roboter* statt als selbstaktiviertes Individuum mit Vergangenheit und Zukunft in die „Hier-und-Jetzt-Richtung“ der Familientherapie eingeschlichen hatte. Eine Anekdote dazu: bei einem Kongreß im Jahre 1979, wo ein Pionier der strukturellen Familientherapie ein Video-Band zeigte, auf dem ersichtlich war, wie er einen rebellischen Jugendlichen in die Schranken wies, machte Mara Selvini Palazzoli ihrem Zorn auf die Kontrollansprüche bzw. Nichtneutralität des Therapeuten lautstark Luft. „Non capisce un fico secco die questa famiglia“ – „er versteht keine trockene Feige von dieser Familie, warum wird er nicht Polizist“, rief sie. Ich habe schon erwähnt, daß es die Mailänder Gruppe war, die sich zuerst der Frage zuwandte, wie Familien ihre Wirklichkeit konstruieren. Mit ihren Ideen über die Art, wie solche Konstrukte für Wandel nutzbar gemacht werden können, war sie bahnbrechend. Daß das ihrem Verständnis entgegengesetzte Konzept der *sozialen Kontrolle* in der Familientherapie nach wie vor existiert, zeigen die laufenden Auseinandersetzungen in der Literatur (Family Therapy Networker 1990).

Als wir in unserem Team eine Tagung zum Thema planten, war uns bald klar, daß wir mit dem Tagungsthema nicht unbedingt im Trend der Zeit liegen würden. Die Einbeziehung einer historisch-biographischen Perspektive in das Verständnis menschlicher Probleme, ihre Verortung im regionalen und gesellschaftlichen Kontext, paßt auch heute wenig zum Zeitgeist. In der institutionellen Psychiatrie spielen biologistische Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit eine immer größere Rolle. Soziale Kontrollansprüche durch Psychotherapie sind wieder salonfähig geworden. Der Ruf nach schnellen Rezepten angesichts der Komplexität des Lebens ist unüberhörbar, bei Therapeuten wie bei Klienten. Vielleicht ist es dennoch kein Zufall, daß in einer Zeit großer politischer Umbrüche, von denen noch niemand weiß, wohin sie führen, Menschen sich vermehrt den Wurzeln in der kollektiven Geschichte und in der eigenen Biographie zuwenden oder – um auf die Metapher von Melodie und Tanz zurückzukommen – sowohl dem Tanz als auch den Melodien und Leitmotiven dazu Beachtung schenken. Ohne anderen Beiträgen in dieser Nummer vorzugreifen, möchte ich zum Schluß noch ein paar Ideen skizzieren, die uns bei der Auseinandersetzung mit dem Thema beschäftigt haben. Eine Frage tauchte immer wieder auf: Wie *unterscheidet* sich denn unser Verständnis vom Geschichtenerzählen als Konstruktionsprozeß von Wirklichkeit von den Konzepten der Familientherapie, die wir verlassen haben? Wie verstehen wir die Bedeutung von Familiengeschichte und -geschichten?

Das Erzählen von Geschichten birgt in sich die Möglichkeit zu vielfältigen Beschreibungen der Welt. *Geschichten und Begründungen dafür, warum etwas so und nicht anders geworden ist, sind jedoch nie dasselbe.* Darin liegt wohl der fundamentalste Unterschied zu einem linearhistorischen Verständnis. Geschich-

ten erzählen heißt: Erfahrungen mit Bedeutung versehen, von ihnen Sinn und Orientierungsmöglichkeiten ableiten. Wenn Menschen auf ihre Geschichte hin befragt werden, damit eine Expertin oder ein Experte sie analysiert und daraus eine Diagnose ableitet mit Erklärungen, warum die Dinge sind, wie sie sind, wie das beim traditionellen Erstellen von Krankengeschichten geschieht, ist das etwas anderes als das, was wir hier mit dem Erzählen von Geschichten in der Therapie meinen. Wenn nämlich Geschichten, ob sie nun durch Fragen evoziert oder frei fließend erzählt werden, als eine Art verstanden werden, wie Menschen sich aus den Dingen etwas machen, erfahren wir etwas über die *Unterschiede* in der Weltsicht von Familienmitgliedern sowie über das Einmalige, Spezifische ihrer Lebenswelt. Unterstützt durch entsprechende Fragen, können die Erzählenden ihren Geschichten selber neue Bedeutungsmöglichkeiten anfügen. Der therapeutische Prozeß wird dann nicht aufgeteilt in diese, die als Opfer ihres Schicksals ihre Konflikte präsentieren, und jene, die sie als Experten ätiologisch klassifizieren. Es handelt sich vielmehr um einen Prozeß des *gemeinsamen Redigierens von Lebensgeschichten* mit neuen Möglichkeiten, sowohl unerledigte Geschäfte zu Ende zu führen als auch Handlungsfreiräume in der Gegenwart und Zukunft zu entdecken.

In der Geschichte der Psychologie hat bereits im 19. Jh. Fechner (1836, zit. nach Bruner 1986) auf zwei mögliche Perspektiven des Erkennens hingewiesen. Er nennt die paradigmatische oder logische Perspektive, also das Erkennen von Mustern und Strukturen, die „*Tagesansicht*“ und die interpretierende, intuitive des Verknüpfens von Erfahrung mit Geschichte(n) die „*Nachtansicht*“. Während die Tagesansicht sich mit expliziten Erklärungen über die historischen Ursachen des Bestehenden befaßt, hat Nachtansicht zu tun mit intuitiver, impliziter Bedeutungszuweisung und mit dem Erzeugen von neuen Möglichkeiten durch metaphorische Transformation, einem „Tun als ob“. Man könnte es auch so sagen: Die Tagesansicht erklärt, warum etwas so und nicht anders ist. Sie liefert allgemeine Informationen und ermöglicht Kriterien zur Klassifizierung von Phänomenen. Die Nachtansicht jedoch, die Geschichten, Mythen und Rituale, verweisen auf die Handlungsspielräume, die uns die Historie gelassen hat, und weisen von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft. Die Historie wird zwar in jeder Epoche dem jeweiligen Zeitgeist entsprechend neu geschrieben und interpretiert. Geschichten aber ergeben Modelle für die Beschreibung der Welt, *wie sie sein könnte*. Sie laden ein, ihnen neue Kapitel anzufügen, sie mit persönlichen Bedeutungen zu versehen, die zu Zukunftsszenarien werden können. Dabei verschmelzen Zeit und Raum zu einem untrennbaren Ganzen, zu einer Art „primitiven Erkennens“ (Bruner 1986). Die Intention von Geschichten wird intuitiv verstanden und braucht keine komplexe Analyse auf logischer Ebene. Sie lassen sich nicht reduzieren auf den Ausdruck inneren Erlebens wie bei Freud, sie reflektieren auch nicht nur formale Denkprozesse wie bei Piaget, sondern zeigen kaleidoskopartig Nuancen von Ereignissen, die wir nie direkt erfassen können. Geschichten müssen nicht „bearbeitet“ werden, sie dürfen Wirklichkeiten gebrochen erzeugen, wie in einem alten Spiegel.

In einem Verständnis der Welt, das nicht in erster Linie dem Ringen nach Wahrheit gilt, sondern auf der Erkenntnis beruht, daß menschliche Wirklichkeit durch eine Fülle von Perspektiven auf unbekanntes Land erzeugt wird, hat

es Platz für beide, die Tagesansicht und die Nachtansicht, für das Allgemeine und das Besondere, das Formelle und das Informelle. Geschichten dienen als Modell für die Neubeschreibung von familialer und persönlicher Welt. Aber Geschichten sind nicht das Modell selber, sondern jeweils eine mögliche Perspektive, welche viele andere eröffnet im Akt des Erzählens und Zuhörens.

Formelle Konzepte des Erkennens und Klassifizierens menschlichen Verhaltens haben den Vorteil der Präzision und den Nachteil geringer Reichweite. Sie vertrocknen in der abstrakten Höhe des Dachbodens, wenn sie nicht verknüpft werden mit der Nachtansicht, mit der „Sache selbst“ unten im Keller, wo Mäuse die Kartoffeln anknabbern und der Most gärt und wo sich neben den Skeletten auch die Speisekammern der Familie befinden. Skelette im Keller und Schätze auf dem Dachboden: das Erkennen von Mustern und Strukturen des menschlichen Tanzes wie auch die Erfahrung ihrer Bedeutung oder der Melodien, zu denen getanzt wird, gehören in meinem Verständnis zusammen. Es lebt und arbeitet sich nach meiner Erfahrung wesentlich kreativer, wenn wir versuchen, im Keller die Skelette zum Schweigen zu bringen, aber darin auch auf das Eingemachte zurückgreifen können. Geschichten können die Besänftigung der Welt in sich tragen, wie es der Dichter Peter Bichsel sagt. Aber um die Wahlmöglichkeiten, die sich durch sie eröffnen, kreativ zu nutzen, tut der Weitblick vom Dachboden aus not, wo die Werke der Aufklärung liegen.

Christine Brückner erzählt es uns in der Geschichtensammlung mit dem Titel „Hat der Mensch Wurzeln“ so: „Der Erfinder des Zauberbergs, Thomas Mann, sagt: ‚Phantasie haben heißt nicht, sich etwas ausdenken, es heißt, sich aus den Dingen etwas machen‘. Genau das habe ich mit meinen Poenichen-Romanen versucht. Die Dinge, die Zutaten, waren gegeben. Die Eiszeit hat die Landwirtschaft in Pommern bestimmt. Die Besiedlung des Ostens ist vornehmlich durch den Adel erfolgt. Die Historie mit allem Auf und Ab war gegeben. Zwei Weltkriege, Inflation, Weltwirtschaftskrise, Drittes Reich, Flucht und Vertreibung, Währungsreform, Wiederaufbau, Wiederbewaffnung – das alles war zu respektieren. *Den Freiraum aber, den mir die Historie gelassen hat, habe ich mit Phantasie gefüllt. ... Ich habe aus dem Indikativ des Lebens den Konjunktiv der Phantasie gemacht. Aus Realität wurde Irrealität. Also der umgekehrte Weg. Nachträglich habe ich mich mit meinem Lebenslauf einverstanden erklärt.*“

Ich bin am Ende meiner Geschichte. Das Haus meiner Kindheit ist abgebrannt. Die Dokumente auf dem Dachboden und die modrigen Balken im Keller existieren nicht mehr. Was überlebt, sind die Geschichten. Sie kommen ungerufen, wenn ich sie brauche. Sie sind das Eingemachte, aus dem ich mich und andere nähre und auf das hoffentlich noch viele Generationen zurückgreifen werden.

Post scriptum: Zwei Monate nach dem Niederschreiben dieser Geschichte fand unser Sohn im Keller unseres dreihundertjährigen Hauses beim Abheben der Bodenplatten ein Skelett. Es lag, wie wir feststellten, in gerader Linie zwei Stockwerke unter meinem Schreibtisch. Aus Irrealität wurde Realität... Also der umgekehrte Weg.

Literatur

Bateson G (1972) Steps to an ecology of mind. Ballantine, New York. Dt: Ökologie des Geistes

Bertalanffy L von (1967) Robots, men and minds. Braziller, New York

Bruner J (1986) Actual minds, possible worlds. Harvard University Press, Cambridge

Family Therapy Networker (1990) Drawing the line between therapy and social control. (Consultation Corner) January/February, p 17

Gurman AS, Kniskern DP (1981) Handbook of family therapy. Kommentar zu „systems theory approaches“. Brunner/Mazel, New York, p 310

Laing R, Phillipson H, Lee AR (1966) Interpersonal perception. Perennial, New York

Maturana HR, Varela FJ (1987) Der Baum der Erkenntnis. Scherz, Bern

Miller JG (1978) Living Systems. McGraw Hill, New York

Sluzki C (1990) Introduction to the cumulative index (vol 1-25). Fam Process 29

Szasz TS (1969) Ideology and insanity. Anchor, New York

Rosmarie Welter-Enderlin, MSW
 Leiterin des Ausbildungsinstituts
 für systemische Therapie und Beratung
 Dorfstraße 94
 CH-8706 Meilen